

Prof. Dr. Eduard Stäuble
Laudatio auf Otto Frei

I.

Im Herbst 1951 reist ein Schweizer Journalist von Zürich nach Berlin, um in den folgenden Jahren – es sollten fünfzehn Jahre werden – aus der geteilten Stadt für seine Zeitung zu berichten.

»Ich schaue aus dem Flugzeug«, schreibt er in seinem Buch »Berliner Herbst«, das aus Erinnerungen an seine Berliner Zeit entstanden und voriges Jahr erschienen ist, »ich schaue aus dem Flugzeug und sehe die Kirche meines Städtchens am Bodensee in der Sonne leuchten. Sogar mein Elternhaus kann ich erkennen. Es reißt ein wenig in der Brustgegend.« Nur das. Nicht mehr.

Unwillkürlich fragt man sich als Leser: Warum wohl? Warum reißt es den Journalisten angesichts seines Städtchens und seines Elternhauses »ein wenig in der Brustgegend«?

Die Antwort hat der Erzähler längst gegeben in drei seiner früheren Bücher, in den Büchern »Jugend am Ufer«, »Zu Vaters Zeit« und »Beim Wirt zum Scharfen Eck«. Sie handeln von einer Kindheit und Jugend in Steckborn am Untersee, von einer Gymnasial- und Studenzeit im thurgauischen Frauenfeld und in Zürich und von den späteren Urlaubsbesuchen des erwachsenen Mannes in seiner Bodenseeheimat.

Es sind drei Bodensee-Bücher, die erfüllt sind von Bodensee-Landschaft, von ihrer Schönheit zu allen Jahreszeiten, aber auch von ihrer Bedrohung und Zerstörung, von den Menschen dieser Landschaft, von gewöhnlichen Bürgern, kleinen Geschäftsleuten, Bauern und Händlern, von seltsamen Käuzen und Originalen, aber auch von Spekulanten großen Stils, erfüllt vom Arbeitsalltag und von den Schicksalen, von den Freuden und Sorgen dieser Menschen, erfüllt auch von den Schatten der jüngst vergangenen Zeitgeschichte, die besonders hart und dunkel auf diese Grenzlandschaft gefallen sind. Drei Bücher, wie man sie sich passender und stimmiger für einen Bodensee-Literaturpreis kaum denken könnte. Und daß wir heute Otto Frei, ihren

Verfasser, mit diesem Preis der Stadt Überlingen auszeichnen können, darf uns mit festlicher Freude und Genugtuung erfüllen.

II.

Otto Frei wurde 1924 in Steckborn am Untersee geboren. Nach bestandener Reifeprüfung am Gymnasium der thurgauischen Kantonschule Frauenfeld studierte er an den Universitäten Zürich, Basel und Paris Geschichte und Literatur. Er beschloss sein Studium mit einer Dissertation über »Die geistige Welt Thomas Bornhausers«, dieses thurgauischen Kämpfers für Freiheit, Gleichheit und Menschlichkeit, und wandte sich hierauf dem Journalismus zu. Während vieler Jahre war er Korrespondent der »Neuen Zürcher Zeitung« in Berlin und Rom. Und heute lebt er als Welschlandberichterstatter für dieselbe Zeitung in Bursinel am Genfersee.

III.

1973, vor sieben Jahren erst, Frei war knapp fünfzig Jahre alt, erschien nach jahrzehntelanger journalistischer Tätigkeit sein erstes erzählerisches Werk, das Buch »Jugend am Ufer«. Seither ist kaum ein Jahr vergangen, ohne daß ein neues Buch von ihm herausgekommen wäre. Nach außen hin macht es den Anschein, als hätte sich plötzlich und verhältnismäßig spät im Journalisten Otto Frei der Schriftsteller entladen. Das ist natürlich nicht ganz so. Frei hat neben der beruflichen Tagesschreiberei immer mehr oder weniger schriftstellerisch gearbeitet, und die Vorarbeiten zu den Büchern, die sich heute so dicht gedrängt folgen, liegen zum Teil viele Jahre zurück. Wenn dieses Jahr noch ein Zermatter-Roman von ihm erscheint, so wissen wir, daß ihn der Plan zu diesem Buch schon vor zehn Jahren beschäftigt hat. Die beiden Berufe Journalist und Schriftsteller haben sich in Otto Frei von Anfang an durchdrungen, und die Qualitäten, die den Journalisten Frei auszeichnen, kamen immer auch dem Schriftsteller zugute, und umgekehrt; Qualitäten als da sind: eine stets wache Neugier nach Menschen und Dingen, nach Ereignissen und Problemen und ihren Hintergründen; eine Lust nach Welterfahrung und, damit verbunden,

eine scharfe Beobachtungsgabe, der auch die geringsten Einzelheiten nicht entgehen; ein Hang zur Wahrhaftigkeit, der die Fakten heilig sind; ein heller Blick für alles Gegenwärtige ebenso wie ein Wissen um das Herkünftige und eine Sorge um das Zukünftige; eine Gabe zu anschaulicher und pointierter Darstellung und Gestaltung; und dies alles umgesetzt in eine knappe und präzise Sprache, die stets um träfsten und bündigsten Ausdruck bemüht ist und die Schlichtheit und Phrasenlosigkeit ebenso erstrebt wie Farbigkeit und Lebendigkeit.

Dies alles sind Qualitäten eines Journalismus, der heutzutage rar geworden und vom Aussterben bedroht ist, eines Journalismus auch, dessen Grenzen zum Schriftstellertum hin immer sehr schmal und fließend gewesen sind. Bei Otto Frei sind diese beiden Möglichkeiten des Schreibens kaum ganz voneinander zu trennen. Da gerät ihm mancher Zeitungsbericht zu einem schriftstellerischen Muster- und Meisterstück und manche Geschichte in seinen Büchern zur besten journalistischen Reportage. Die Frage, ob Tagesschreiberei oder Erzählertum, wird da plötzlich unerheblich und hinfällig. Der Schriftsteller und der Journalist Otto Frei gewinnen immer wieder gegenseitig voneinander.

Dies wird besonders augenfällig in seinem jüngsten Buch »Berliner Herbst«. 1951 bis 1966, das waren ereignisvolle Jahre in der Geschichte Berlins; was damals geschah, hat das Schicksal dieser Stadt bis in unsere Gegenwart hinein entscheidend mit geprägt. Und diese entscheidenden Ereignisse lässt Frei in dichten, anekdotisch geformten Episoden, in blitzartig erfaßten Momentaufnahmen, in vielsagenden persönlichen Erlebnissen und Beobachtungen von gleichnishafter Bedeutung aufleuchten und bringt damit auf zwei Seiten oft mehr zum Ausdruck, als eine ausführliche politische Analyse es vermöchte.

IV.

1951, damals ein Siebenundzwanzigjähriger, als er nach Berlin reiste und aus dem Flugzeug hinunterschaute, die Kirche von Steckborn und das Elternhaus sah, da spürte er; »Es reißt ein wenig in der Brustgegend«. Das ist spröde und verhalten gesagt. Aber durch diesen trockenen Satz meldet sich im nüchtern registrierenden Journalisten und

kühl distanzierenden Beobachter des Zeitgeschehens der persönlich bewegte, von herzhaften Empfindungen heimgesuchte und von lebhaften Erinnerungen an seine Kindheit und Jugend am Untersee erfüllte Schriftsteller. Aus diesem Reißen in der Brustgegend sind später seine Bücher »Jugend am Ufer«, »Zu Vaters Zeit« und »Beim Wirt zum Scharfen Eck« hervorgegangen. Und wie er in diesen Büchern erzählt, dafür mag das kleine Kapitel »Besuch« aus dem Buch »Jugend am Ufer« als Beispiel, dienen:

»Vater sagt stets, bei uns seien die Zahnärzte Halsabschneider, so teuer, daß man noch mehr Zahnschmerzen bekomme, »Fahr nach Deutschland hinüber, dort sind sie billiger.«

Ich besteige das Boot am Landungssteg und rudere nach dem deutschen Ufer, um beim Zahnarzt Auger die Zähne flicken zu lassen. Der deutsche Zöllner winkt, er kennt mich. Den Grenzgängerausweis mit der Photographie muß ich gar nicht erst vorzeigen.

Auger ist ein schwächliches Männchen, das sich wiegend bewegt. Er spricht mit weicher Stimme, kost meinen Haarschopf: »Flink wie junge Knaben wird unser Zeitalter sein. Flink, schlank und rank.«

Unter den Fenstern marschieren die Hitlerjugend. Die Schuhe machen einen knirschenden, abgehackten Ton. Es riecht nach Lederzeug. Auger steht am Fenster. »So dröhnt unsere Epoche, blitzend, von Stahl. Das ist der Marschschritt der jungen Männer, treu und fest.«

Ich gehe zum Steg, besteige das Boot, löse die Kette und rudere weg. Frisch zieht es über das Wasser, die Ruder rollen Wirbel auf. Drei Männer laufen aus dem Zollhaus auf den Steg. Sie sind in brauner Uniform mit hohen, goldbestickten Mützen. Ihr Geschrei ist wie Hundegebell.

»Saukerl, verdammter«, schreit der vorderste, reißt den Revolver aus der Tasche und schießt dreimal. Um das Boot zischt und spritzt es. »Herkommen«, brüllt der mit dem Revolver. Ich wende, lege an, stehe da in den kurzen blauen Hosen und im gelben Leibchen vor den Männern, die rot sind im Gesicht. Einer stößt mich zur Seite, die anderen steigen in das Boot, reißen die Sitzkästen auf, heben die Böden, Sie finden nichts im Boot und auch nichts auf mir.«

V.

Journalisten, die ständig unter Zeilenzwang schreiben und trainiert sind auf harte Fakten, werden, wenn sie als Schriftsteller Bücher schreiben, oft ausufernd und geschwätzig und im Ton gelegentlich sentimental. Der Wechsel vom Journalismus zur Literatur ist nicht immer ungefährlich. Frei ist diesen Gefahren nicht erlegen.

Das vorgeführte Beispiel mag es beweisen: Seine Prosa ist kräftig und sparsam, die kurzen Kapitel seiner Bücher sind Musterbeispiele erzählerischer Disziplin. Seine Sprache hat alles Überflüssige abgestreift. Er ist sehr zurückhaltend im Umgang mit schmückenden Beiwörtern, wo er sie aber einsetzt, sind sie von treffsicherer Genauigkeit und sinnlicher Anschauungskraft. Die Sprache wird ganz vom Verb beherrscht, was der Bündigkeit und Gegenständlichkeit des Erzählens eine stete Bewegung und Lebendigkeit sichert. Ein karger Stil, der vom Verb her rhythmisiert wird, zurückhaltend und gezügelt, wo es angebracht ist, beschleunigend und voranstürmend, wo das Geschehen es verlangt. Vieles bleibt oft nur angedeutet und wird in der Schwebel gelassen. Eine Sprache, die hohe Ansprüche an den Leser stellt, denn was im Angedeuteten, Offenen und Unausgeführten bleibt, muß er dazu denken, ergänzen und ausfüllen.

Ähnliches gilt von Freis Erzählweise, die einem kolorierten Holzschnitt zu vergleichen ist. Seine Bücher setzen sich aus kurzen Kapiteln und Geschichten zusammen. Es sind im einzelnen oft flüchtige Impressionen, die, für sich genommen, nicht immer tragfähig wären, die aber zusammen ein abgerundetes Ganzes bilden. Sie sind wie Steine, die sich zu einem Mosaik fügen. Innerhalb des Ganzen bekommt jeder einzelne Mosaikstein seinen Stellenwert und seine erhöhte Bedeutung. Die Geschichten sind streng durchgeformte Tableaux, mal mehr poetischer Art, mal dramatisch zugespitzt, mal mit heiterer oder ironischer Pointe, mal mit hartem, abruptem Schluß, mal völlig im Offenen verlaufend. Die verschiedensten Spielarten solcher Kurz- und Kleingeschichten werden mit artistischer Könnerschaft durchgeprobt – jede Spielart dem jeweiligen Gegenstand angemessen.

Diese bruchstückhafte Art des Erzählens, diese durchbrochene Form, die das komplexe Ganze nur durch Ausschnitte in Umrissen

sichtbar werden läßt, mag manchem Leser zunächst etwas ungewohnt und befremdlich vorkommen. Es ist aber heute nicht mehr die Zeit des bürgerlichen Bildungs- und Entwicklungsromans, der einer in sich geschlossenen und gefestigten, intakten Gesellschaft mit unangefochtenen traditionellen Werthierarchien entsprochen haben mag. Dieser festgefügtten Welt mochte die weitausholende epische Gebärde des gelassenen Erzählens in kunstvoll gebauten Satzgefügen, des minutiösen Ausbreitens einer goldenen Fülle von Einzelheiten ungetrübter und ungestörter Kinder- und Jugendjahre angepaßt gewesen sein. Eine solche, über dem Weltlauf trohnende Haltung des Erzählers, derart erhabene Gesten, wie sie dem großen Erzähler von einst selbstverständlich waren, sind dem Erzähler von heute verwehrt. Denn seine Welt ist schon von früh auf bedroht, sie hat Risse und Sprünge, sie ist immer in Gefahr zu zerbrechen und zu zerfallen, der Boden dieser Gesellschaft trägt ihn nicht mehr so sicher, die Idylle ist trügerisch, sie hat Ritzen, durch die das Grauen dringt und die Angst; wenn wir nur ein wenig am Putz kratzen, brechen oft Mauern ein.

VI.

Diesem Zustand unserer Welt und ihrer Gesellschaft ist die fragmentarische, impressionistische Erzählweise Otto Freis durchaus passlich. Sie hat – wie die Sprache Freis – ihre Wurzeln allerdings weniger in der deutschen Erzähltradition als vielmehr in der französischen Literatur.

In Steckborn ist Arenenberg nahe, und mit dem Schloß die Königin Hortense, die hier lebte und starb, und ihr Sohn Louis Napoleon, der als Napoleon III. den französischen Kaiserthron bestieg, und 1865 kaufte Kaiserin Eugenie das Schloß wieder zurück und machte die Stätte seiner Jugend ihrem Gemahl zum Geschenk. Die Bevölkerung in der Umgebung von Arenenberg lebte freundlich zusammen mit der kaiserlichen Familie. Hortense hat die Kranken in den Dörfern besucht, und Louis Napoleon hat mit den Buben von Ermatingen und Mannenbach gespielt und im See gebadet. Noch während des Siebziger-Krieges standen die Leute vom Untersee ganz auf Napoleons Seite. Und 1906 schenkte Kaiserin Eugenie das Schloß dem Kanton Thurgau.

Mit Arenenberg war am Untersee ein Stück französischer Geschichte lebhaftig nahe und ist in dieser Gegend heute noch unvergessen. Auch den jungen Frei hat diese französische Episode in ihren Bann geschlagen, und einmal, wie er mit seiner Freundin Esther nach Arenenberg hinaufgeschlendert ist, ruft er angesichts des Schlosses bewundernd aus: »Das Schloß da ist Frankreich, und die Germanen dort drüben können noch so wild gurgeln – hier ist die Vernunft!«

Ein andermal, wie er als Student mit dem Vater bei der französischen Besatzungsbehörde in Konstanz vorspricht, erzählt er dem Offizier, daß sie aus der Gegend beim Schloß Arenenberg kämen, wo Königin Hortense und der spätere Kaiser Napoleon III. gewohnt hätten und ruft bewegt aus: »Ich bewundere Frankreich, ich lese Voltaire, ich möchte Franzose sein.« (Der Offizier grinst nur, »streichelt die Nase und bittet mich, zur Sache zu kommen.«)

Der Jüngling liest nicht nur Voltaire und Descartes, er schreibt auch ein Drama über die französische Revolution – (»Ohne die französische Revolution wären wir Knechte, zum Boden gekrümmt, Angst im Gehirn, Sackträger«) –, und der Student widmet seine Doktorarbeit der »Geistigen Welt Thomas Bornhausers«, jenes feuerköpfigen thurgauischen Freiheitskämpfers, der sich ebenfalls in die Werke Montesquieus, Voltaires und Rousseaus vertieft und seine revolutionären Ideen aus der französischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts geschöpft hat.

Was in den Erzählungen noch mit jugendlicher Emphase vorgetragen wird, entwickelt sich später zu einer ausgereiften Vorliebe: Otto Freis Neigung zur französischen Kultur, seine Hinwendung zur französischen Literatur, mit der er eng vertraut geworden ist.

Als 1974 sein Buch »Dorf am Rebhang« erschien, in welchem er aus sehr genauer Kenntnis heraus Menschen und Probleme eines heutigen Weinbauerdorfes am Genfersee dargestellt hat, schrieb ein Westschweizer Kritiker: »Otto Frei est, probablement, le plus romand des Alémanniques.«

Einen welschen Alemannen nennen ihn die einen, einen thurgauischen Waadtländer die andern. Zutreffend ist beides. In seiner heutigen beruflichen Tätigkeit als Welschlandberichterstatter übt er eine notwendige und hoch schätzenswerte Funktion aus als brückenbauender Chronist zwischen französischer und deutscher Schweiz. Dies ge-

lingt ihm darum so trefflich, weil er selber tief in die französische Kultur, Literatur und Sprache eingedrungen ist. Man muß dies in Betracht ziehen, wenn man ihn als Erzähler richtig beurteilen und einschätzen will; denn seine Erzählweise und seine Sprache als Schriftsteller stehen der französischen Literatur näher als der deutschen. Bei der Lektüre seiner Bücher werden wir kaum an Namen erinnert wie Gottfried Keller oder Theodor Fontane oder Adalbert Stifter – wohl eher an Namen wie Flaubert oder Maupassant oder Ramuz. Das ist das Faszinierende, ebenso Wohltuende wie Vergnügliche, daß wir in Otto Frei einen deutschsprachigen Autor vor uns haben, der offenbar bei den Franzosen in die Schule gegangen ist.

VII.

Da wird nicht psychologisch gegründet oder philosophisch abgehandelt, wenn es gilt, einen Menschen zu zeichnen und in seinem Wesen zu erfassen oder eine Situation zu schildern, zu klären und zu hinterleuchten. Da wird Konkretes kurz und realistisch genau benannt, mit ein paar kennzeichnenden, sorgfältig ausgewählten Einzelheiten wird der Ort der Handlung beschworen; die Personen treten hinzu, werden mit wenig Worten deutlich umrissen, es kommt zu einem Dialog, eine Spannung entsteht und wird rasch der Lösung zugeführt. Alles mehr mit andeutenden Pinselstrichen hingetuscht als haarklein ausgeführt – aber im Leser wird auf diese Weise eine Welt von Gedanken und Gefühlen geweckt und eine wahre Betroffenheit bewirkt.

Wie diese Art des Erzählens sich bewährt, mag anhand der Geschichte »Glockengeläute« aus »Jugend am Ufer« deutlich werden:

»Im Läuhaus der Kirche schnellen die Seile hoch, fallen herunter, ringeln sich am Boden wie Schlangen, sausen wieder hinauf. Der Turm beb.

Robert läutet die große Glocke, ich die kleine. Robert ist schmal und blaß, hat aber Kraft im sehnigen Körper, in den Händen, die das Seil hart umklammern. Die Glocken schwingen voll und ruhig.

Manchmal läßt sich Robert hinauftragen zum obersten Treppenabsatz im Glockenhaus. Wie ein Vogel fliegt er auf, wirbelt über das

Geländer, landet leicht auf der Treppe, und schon schwingt er sich am Seil wieder herab.

(...)

Robert ist Maurerhandlanger, der älteste Sohn des Alfred Geugis, der Fahrräder flickt und überall aushilft. Sie wohnen zur Miete in einem baufälligen Häuschen im ›Hinteren Käs‹. Die Leute nennen sie ›die Kegels‹, weil sie so viele Kinder haben. Vater Geugis hat den Übernamen ›Gipfel‹. Seine Mutter trug früher die Gipfel des Bäckers Walter aus.

Kommt Vater Geugis in die Wirtschaft, so sagt plötzlich einer am Tisch: ›Ein Gipfel hat zwei Zipfel.‹ Da steht Vater Geugis auf, sammelt alle Gipfel auf den Tischen und geht still hinaus. Wer ›Gipfel‹ sagt, muss alle Gipfel bezahlen.

Robert macht das Zeichen zum Anhalten der Glocken. Das Seil ringelt sich am Boden, und er springt hoch, faßt es weit oben. Bis hart unter die Decke fliegt er...

Meine Glocke ist schon still. Die grosse macht noch dreimal bum. Im Glockenhaus ist nur noch ein Summen und Schwingen.

Wir sitzen auf der Treppe. ›Ich muss mich stellen‹, sagt Robert.

In der Kirche singen sie.

›Befehl ist Befehl‹, fährt er fort. ›Wir sind Deutsche, und ich muß einrücken.‹

Ich schaue ihn verwundert an. ›Du bist doch wie ich. Ihr seid immer hier gewesen, und ihr sprecht wie wir.‹

Robert umklammert die Knie mit den Händen. ›Vater‹, sagt er, ›hat kein Geld, um das Schweizer Bürgerrecht zu kaufen.‹

Die Töne der Orgel dringen herauf. Wir sitzen still da.

›Weisst du‹, murmelt Robert, ›wenn ich mich stelle, ist einer weniger am Tisch.‹

Der Aloys Ludwig, der Halbidiot, läutet jetzt die große Glocke. Er hat noch mehr Kraft als Robert, doch die Glocke macht einen häßlichen Ton. Ludwig hat ein Gesicht wie ein Schafbock, zieht mit den knolligen Händen am Seil, kneift die Augen zu, streckt den Mund vor, schnauft, schwitzt, speit Speichel. Ich glaube, neben mir geht ein Rüssel auf und ab. Wenn Ludwig die Glocke stoppt, brüllt sie auf vor Wut.

Ich gehe zur Orgel hinunter und setze mich auf die hinterste Bank, wo der Dirigent Wüscher vom Kirchenchor döst. Der Pfarrer ist auf der Kanzel und sagt: »Wir wollen beten für Robert Geugis, der in der Blüte der Jugend gefallen ist.«

Das ist hohe, eindringliche Erzählkunst, solche Szenen vergißt man nicht mehr. Es ist fesselnd zu verfolgen, wie die zeitgeschichtlichen Ereignisse und Erfahrungen Schritt um Schritt immer häufiger und deutlicher in das Bewußtsein des Kindes, des Knaben und des Jünglings vorstoßen, wenn sie auch nie ihre volle Wucht entfalten, denn es ist die Geschichte einer Kindheit und Jugend am andern Ufer des Sees, am Ufer der verschonten Schweiz.

VIII.

Näher als alle Bombengewitter jenseits des Sees ist dem Knaben die Gegenwartigkeit des Vaters, dessen Gestalt mächtig in die Erzählungen hineinragt. Er wird nur »der Alte« genannt und ist ein Patriarch bäuerlichen Schlages, ein Obst- und Holzhändler, der Obst kauft und verkauft, dann Holz und Bäume, dann das Land rundum und den Wald dazu. Und der Junge muß kräftig zupacken und mithelfen. Er schaufelt die Güterwagen voll Mostbirnen, hackt tagelang Buchenscheite und geht mit dem Alten ins Holz und auf die Jagd.

»Ich helfe meinem Alten im Obst- und Holzgeschäft. Daneben studiere ich Geschichte und Literatur in Zürich.«

Der Alte hat wenig wenig Verständnis für den Weg des Jungen und verfolgt gleichwohl mit widerwilliger Anerkennung und stillem Stolz seine Entwicklung. Er ist eine herrscherliche Figur, die gewohnt ist, Befehle zu erteilen, dem Sohn aber eben jenes Stück Freiheit läßt, das er braucht und das ihm erlaubt, aus der bäuerlichen Welt des Vaters auszubrechen in jene andere geistige Welt.

Während er die schweren Säcke schleppt, gefüllt mit Äpfeln – »Weinäpfeln, Nägeliäpfeln, Södläpfeln, Bohnäpfeln, Sauergrauch, Chüssenrainer, Tobiässler, Jonathan, Blauacher, Waldhöfler, Salo-

mönler«, genüßlich und liebevoll zählt Frei all die Sorten auf – gehen dem Gymnasiasten andere Gedanken durch den Kopf:

»Ich denke an den jungen Schiller, wie er den Menschen beschreibt, der als einziges Wesen auf der Welt das Haupt stolz zum Firmament hebt, während das Tier an den Boden genagelt ist, den Kiefer, das Maul, die Nase, die Augen nach unten gerichtet. Hier, stelle ich fest, sind wir alle gebückt. Nur Truningers Rappen tragen den Kopf hoch.«

Gedanken zur Dialektik von Idealismus und Realismus beim Äpfel-laden.

Nach der harten Tagesfron legt der Jüngling den Kittel ab und liest, liest Diderot, Rousseau und Voltaire und löst sich langsam und stetig aus dem Banne des großen Alten. Der alte und doch ewig neue Generationenkonflikt wird im Buch »Zu Vaters Zeit« auf anrührende, oft humorvolle Art erzählt. Ein bärbeißiger, lebensstüchtiger Vater und ein von jugendlichem Idealismus erfüllter Sohn – die beiden verstehen sich nicht immer ganz, es sind zwei eigene und eigenwillige Köpfe –, aber wenn es zwischen ihnen dennoch nicht zum Konflikt und zum Bruch kommt, so darum, weil sich unter ihren rauhen Schalen gegenseitige Achtung und Liebe verbergen. Ein Vater-Sohn-Verhältnis, das nicht auf Konfrontation hin angelegt ist, sondern auf Kontinuität, auf Bewahren und Erneuern, auf Weitergeben und Annehmen. Etwas rauhbauzig und polternd geht es zwischen den beiden oft zu, aber echt thurgauische Nüchternheit verdeckt nur ein starkes und herzliches Gefühl füreinander. Immer wieder bezwingt spröde Herzlichkeit die harten Köpfe. So etwa, wenn der junge Mann, der soeben seinen Doktor gemacht hat, nach Hause kommt:

»Ich ziehe die Doktorurkunde aus der grünen Kartonhülle mit dem Goldbörtchen an der Deckelkappe und lege sie auf den Tisch. Der Alte setzt die Brille auf, fährt mit dem Arm über das Papier und rollt es auf. »Warum können die nicht normal schreiben?« knurrt er. »Sie fassen sie lateinisch ab, es ist ein alter Brauch.«

»So. Aber verstehen kann man's nicht.« Er schaut auf das Siegel, ein kunstvoll ausgeschnittenes Pergament mit den eingestanzten Lettern »Universitas Turicensis«. Am anderen Rand klebt ein zweites Siegel

mit einem Römerkopf. Der Alte hebt den Ellenbogen vom Tisch, und die Urkunde rollt sich widerborstig zusammen. »Wenigstens scheint das Papier solid zu sein«, sagt er und läßt wieder den Arm über das Zeugnis gleiten: »Was steht denn da drin?« »Daß ich den Doktor der Philosophie gemacht habe. Hier siehst du meinen Namen.«

»Ja, den kann ich lesen. Aber was steht daneben?«

»Viro egregio thurgoviensi.«

»Was heißt das?«

»Dem trefflichen Mann aus dem Thurgau.«

Er wirft den Kopf hoch und blitzt mich über den Brillenrand an: »Mann? Stimmt nicht. Trefflich? Stimmt nicht. Thurgau stimmt.«

IX.

Zweimal stirbt der Vater in diesen Erzählungen, und er stirbt nicht beidemale zur gleichen Zeit und nicht auf die gleiche Art.

Das einermal stirbt der Vater nach einem Unfall auf der Jagd an der Zuckerkrankheit, die er schon lange in sich trägt. Dieser Tod beschließt das Buch »Jugend am Ufer« und beendet gleichzeitig die Geschichte einer Kindheit. »Das Wetter schlägt auf Bise um«, lautet der letzte Satz dieses Buches und deutet an, daß für den nunmehr vaterlosen Knaben eine harte, rauhe Zeit beginnt.

Das anderemal stirbt der Vater am Ende des Buches »Zu Vaters Zeit«, mehr als zehn Jahre später. Der Sohn ist bereits erwachsen, hat seinen Doktor gemacht und ist schon in seinem Journalistenberuf tätig. Aus dem Ererbten kauft er sich ein Stück Land mit Wiese, Wald und Ried. Er wird den Sumpf trocken legen und wird Föhren setzen und Lärchen. So führt er weiter, was der Vater angefangen. Diese Geschichte endet mit dem Satz: »Dann fahre ich weg und beschreibe die Welt.« Mit diesem andern Tod wird das spannungsvolle Verhältnis von Vater und Sohn, das den Hauptgegenstand dieses Buches bildet, zu einem versöhnlichen Abschluß gebracht.

Diese beiden Tode wollen beachtet sein, denn sie verweisen darauf, daß wir es bei Freis Erzählungen nicht mit bloßer Autobiographie zu tun haben. Ohne Zweifel steckt viel Eigenerlebtes darin, aber auch viel Gehörtes, in Gesprächen Aufgefangenes, auch Erdachtes und Erfun-

denes. Es sind Erzählungen aus Dichtung und Wahrheit. Lebensstoff aus unterschiedlichsten Quellen dient für dramaturgisch und sprachlich kunst- und zuchtvoll durchgeformte Geschichten, die über das Eigenleben des Autors hinaus allgemeine Gültigkeit gewinnen.

So ist auch die Geschichte vom »Dorf am Rebhang« mehr als die platt vordergründige Schilderung des idyllischen Lebens in einem Weinbauerdorf am Genfersee. Die Idylle wird in ihrer zunehmenden Brüchigkeit gezeigt. Das Dorf ist in einem Umbruch, es droht in den Sog der benachbarten Großstädte zu geraten. Die Erzählung wird ganz unaufdringlich zu einer soziokulturellen Diagnose, zu einer allgemeingültigen Warnung vor einem rücksichtslosen Umgang mit der Natur aus materieller Gewinnsucht und vor einem sorglosen Einsatz aller Technik aus falsch verstandenem Fortschrittsdenken.

Da geht es um Gemeindepolitik, um ökonomische Fragen, um die Blutalgenpest im Genfersee, um Landesplanung und Bauzonenauscheidung im Rebgelände, um in- und ausländische Grundstücksspekulation, um Wasserversorgung und Strassenbau, um Anbau und Verwertungsprobleme der waadtländischen Landwirtschaft. Das tönt nach Stoff für Leitartikel und Wahlbroschüren. Aber bei Otto Frei erscheint auch diese aktuelle Thematik vollständig umgesetzt in handgreifliche und anschauliche Erzählung. Es sind Menschen von Fleisch und Blut, die handelnd und leidend in diese Probleme verstrickt sind.

Auch in der Erzählung »Beim Wirt zum Scharfen Eck«, wo der Gast aus der Fremde von Zeit zu Zeit am Stammtisch seines Heimatstädtchens einkehrt, wimmelt es nicht nur von köstlich gezeichneten Steckborner Typen aller Art, es eröffnet sich uns auch ein kritischer Einblick in das gesellschaftliche Leben einer Kleinstadt von heute und führt uns ihren Wandel vor Augen.

»Ich gehe durch Wadenhausen«, lesen wir da, »und stelle fest, daß der Verkehr noch stärker geworden ist. Die Abgase legen einen blaugrauen Schleier über das Städtchen.

Hatten die Wadenhausener im letzten Sommer trotz dem wachsenden Umfang der Transporte die Arbeit mit einer mechanischen Sicherheit verrichtet, so scheinen sie jetzt etwas nervös zu sein.

Ich sehe nur noch drei alte Männer, die Handwägelchen ziehen.

Von der Flut der Lastautos, Traktoren, Möbelwagen, Jeeps und Bulldozer an den Rand gequetscht, wirken sie wie Nußschalen.

An der Hauptstraße, dem alten Schulhaus gegenüber, steht das neue Gemeindehaus. Es sieht wie ein Glaskäfig aus.

Am See gegen Erling zu ist ein neues Viertel entstanden, und im Geissatquartier gibt es viele moderne Blöcke. Der Turm der neuen katholischen Kirche im Spinnacker könnte das Wahrzeichen einer Spanplattenfabrik sein.«

Eine wachsende Transportwut nimmt im Städtchen überhand, ein wild wuchernder Verkehr; die zunehmende Motorisierung vertreibt mit ihrem Lärm die Ruhe aus dem letzten stillen Winkel. Ein Bauieber ergreift die Leute. Pappeln werden reihenweise umgelegt, um Platz zu schaffen für einen Appartement-Block für die reichsten Leute am See. Ein Landungssteg wird abgerissen und durch einen neuen aus Beton ersetzt. Der verändert die Strömung, und in der Folge stürzt die Seemauer ein. Unter den Abwässern mit ihren Phosphaten verrottet der See. Man muß ein Hallenbad bauen, damit man überhaupt noch irgendwo baden kann. Spekulanten und Scharlatane treten auf und plündern im Zeichen des Fortschritts und der Hochkonjunktur manchen ahnungslosen biedereren Bürger aus.

X.

Frei ist gewiß kein blindwütiger Zivilisationskritiker, kein eifernder Rückwärtsblicker und bloß romantischer Bewahrer. Dazu ist er ein viel zu differenzierter und auch viel zu gerechter Beobachter.

Aber ein wenig macht es ihn schon besorgt, was mit dieser Landschaft und ihren Menschen geschieht, denn er hängt an ihnen von Kindheit und Jugend an.

Und was bei ihm durch alle seine Erzählungen hin allgegenwärtig ist, sind der See und die Landschaft rund um diesen See. Ihnen ist er zugetan. Ihrer leisen Melancholie, wenn es windstill wird und die Wolken tief hängen, ihrer jähen Gewalt, wenn ein Gewitter das Wasser aufwühlt, ihrer eisigen Klarheit, wenn im Winter das Wetter auf Bise umschlägt.

Der See lebt gewissermaßen mit, was den Menschen widerfährt, die mit ihm verbunden an seinem Ufer wohnen. So karg er die Menschen beschreibt, so zart trifft er alle Zwischentöne der Natur, wenn er vom See redet, vom Herbstlaub, von den Wolken, vom Föhn und von den blühenden Schlehen. Wenn er Natur erinnert, gewinnt seine Sprache eine neue, zusätzliche Dimension:

»Ein helles Licht liegt über dem Tal. Die Erlen im Sumpf stehen schwarz gegen den Schnee am Nordhang. Der Schilf des Riedes schwebt wie eine feine, gelbe Wolke über dem weißen Boden. Am Grat unter der Spannweise hat die Sonne den Schnee weggebrannt, die Wachholderbüsche schießen aus der Böschung, schmale, blaugrüne Flämmchen über dem braunen Rauhgras. Die Föhren am Stierhügel werfen einen kalten Schatten.«

Oder auf einem Abendspaziergang gegen Arenenberg hinauf:

»Das Licht über dem Hegau verblaßt, der Hohentwiel schimmert violett, der Schilfgürtel vor der Höri sieht wie eine braunschwarze Schlange aus, die Reichenau ist ein finsterner Klotz hinter dem Wasser, auf dem noch ein metallischer Widerschein zittert. Die Äste der Buchen schauern, im Jochentobel schreckt ein Reh.«

Oder beim Blick vom Seerücken ins morgendliche Land hinaus:

»Hinter der Reichenau lugt die Sonne hervor, verschwindet, blinzelt wieder, zuckt kurz und gelb, blitzt vom einen Rand des Himmels zum andern, strahlt rotweiß über die Insel und die Höri, loht am Schienerberg, reißt den grauen Deckel des Sees blaugrün auf. Die blühenden Bäume am Seerückenweg recken sich, schießen wie Dächer auf, das Licht fährt in Wellen über die Abhänge und brandet am dunkeln Wald zurück.«

In solchen Augenblicken glaubt man zu ahnen, warum es den Journalisten, wenn er auf seinem Flug nach Berlin hinunterschaut auf sein Städtchen am See und auf das Elternhaus, »ein wenig in der Brustge-

gend reißt«. Er fühlt sich von Kindheit an dieser Landschaft und ihren Menschen zugehörig, er liebt sie, sie sind für ihn unvergängliche Erinnerungen, wo immer er lebt, er verspürt ein Heimweh nach ihnen, und ein bißchen betrübt es ihn auch, wenn er sehen muß, wieviel Schönes schon verloren gegangen ist. In Freude und Trauer: »Es reißt ein wenig in der Brustgegend.«

Möge er auch heute »ein kleines Reissen in der Brustgegend« empfinden, wenn er für seine Bodensee-Erzählungen in einer der schönsten Gegenden dieser Bodensee-Landschaft den Bodensee-Literaturpreis der Stadt Überlingen empfängt. Der Überlinger See ist ein Zwillingbruder des Untersees. Die Stadt an diesem See reicht dem Autor vom anderen Ufer über den Bodanrück hinweg brüderlich dankend die Hand.

1980 Dr. Otto Frei, Bursinel/Schweiz, für sein erzählerisches Werk

* 1924 in Steckborn,
Studium der Geschichte und Germanistik in Zürich, Basel und Paris, freier Journalist, 1951-1966 politischer Korrespondent der Neuen Zürcher Zeitung in Berlin, dazwischen 1955/56 in Rom, von 1966 bis 1989 für die NZZ in Lausanne,
† 1990 in Bursinel (VD)

Otto Frei: Jugend am Ufer. Geschichten. 142 Seiten. Verlag der Arche, Zürich 1973

Otto Frei: Beim Wirt zum Scharfen Eck. 190 Seiten. Zürich 1976

Otto Frei: Zu Vaters Zeit. Zürich 1978

Preisverleihung 15. Mai 1980, Laudatio Eduard Stäuble

Prof. Dr. Hermann Bausinger

Von Aufsteigern und Aussteigern

Laudatio für Hermann Kinder und Peter Renz

In einer Geschichte von Hermann Kinder geraten zwei Gymnasiallehrer in nebeneinander liegende Kabinen der Schultoilette. Der eine wirft dem andern durch die Trennwand nicht nur weniger reibungslose Verdauung vor, sondern belehrt ihn ungefragt auch über Grundwerte: Familie, Autorität und Vaterland, und er fügt hinzu: Ich habe ja noch ... den Faschismus am eigenen Leib gespürt, ich lasse mir von Ihnen nichts vorwerfen. Der jüngere der beiden Lehrer, zugleich Erzähler der Geschichte, kommentiert: Er ist ein Jahr vor Kriegsende geboren, ich ein Jahr danach. Jahrgang 1944 und Jahrgang 1946 also. Die Berufung auf die Erfahrung des Faschismus ist grotesk, die Trennung nichts als komisch.

Ich ziehe daraus die Lehre, die beiden Jahrgänge beieinander zu lassen, die literarischen Arbeiten von Hermann Kinder, Jahrgang 44, und von Peter Renz, Jahrgang 46, zusammen zu betrachten. Das heißt nicht, daß ich sie auf eine Ebene bügeln will. Gerade der direkte Kontrast mag manches erhellen, und ehe ich in den Fehler flüchtiger Literaturgeschichtsschreibung verfallende Individualitäten durch gemeinsame Etikettierung auszulöschen, werde ich die Autoren trennen und die Stränge entflechten. Fürs erste aber geht es mir um die Verflechtungen.

Peter Renz wird ausgezeichnet für den Roman »Vorläufige Beruhigung«, dessen letztes, kürzestes Kapitel überschrieben ist: »Fest«. Der Roman handelt von der Geschichte eines jungen Lehrerpaars; zum Fest sind all die Studienkollegen und Kampfgenossen von der PH eingeladen. Aus allen Himmelsrichtungen kommen sie angereist, und wenigstens die Garderobe – Peter Renz komponiert hier eine farbige Overtüre aus Latzhosen, Holzpantinen und selbstgestrickten Strümpfen – wenigstens die Garderobe demonstriert den alternativen, unbürgerlichen Anstrich der Versammelten. Trotzdem und deshalb: